Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 22

Artikel: Schluss ohne Anfang

Autor: Fabrizius, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638025

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Der Champagner ist schuld", sagte sie saut. Und plöglich fiel ihr Andreas ein. Wenn er das wüßte, dachte sie. Es rannen ihr Tränen über die Wangen. Sie wischte sie mit dem Handrücken sort; denn sie hatte das Taschentuch beim Teich vergessen.

Der schöne, weiße Ball, auf den sich Jo so gefreut, endete gar nicht fröhlich. —

Andreas aber war mit dem Wagen heimgefahren durch die lautlose Sommernacht, unter den schweigenden Sternen, die ihm nicht leuchten wollten. Er fühlte sich so beraubt, so traurig ausgeplündert, so uralt und hoffnungslos. Was half es ihm, daß er sich schalt, seine Hoffnungen auf nichts gestellt zu haben, auf nichts gegründet? Er durfte niemand beschuldigen, niemand hatte ihm etwas versprochen, niemand hatte mit ihm gespielt. Er hatte jugendliche Natürsichseit, jugendliches Vertrauen, Offenheit und kindliche Zuneigung falsch verstanden. Er hatte nicht begriffen, daß Siedzehnjährige im Dreißigjährigen den Vater verehren. Er hatte vergessen wollen, daß ein Mädchen, wie die Jorinde Steffen, für einen Mann wie ihn, gar nicht in Betracht kommen konnte. Ein Landbewohner, ein ungewandter Mensch, der faum richtig tanzen konnte.

Er zerfleischte sich, wühlte in seiner Erinnerung nach ungeschickt vorgebrachten Worten, nach Taten, die er gelaffen hatte, ftatt zu handeln. Hätte er Jorinde vor dem Ball gefragt, ob fie mit ihm tommen wolle, vielleicht hätte fie ja gesagt. Hätte er es gewagt, vielleicht hätte er gewonnen. Nun war Ulrich der Sieger. Nun werde ich, fagte fich Andreas, Jorinde mein Leben lang als Schwester neben mir haben. Das überwältigte ihn. Er hielt den Wagen an und ftieg aus, und setzte sich auf eine fleine Erderhöhung neben der Straße. Er faß fo, wie Jo ihn an jenem Märchennachmittag gesehen hatte, den Ellbogen auf dem Rnie, das Rinn in die Hand gestützt. Er legte das Gesicht in feine hände. Der unendliche horizont, der Gedanke an die unfaßbare Größe der Schöpfung, und die Winzigkeit der menschlichen Empfindungen hätten ihn vielleicht getröftet. Aber er sah nicht auf. Ihm mar sein Schmerz nun sein Größtes. Er kannte fich. Er mußte, daß er ihn nicht verlaffen murde. Und wenn auch der Schmerz weichen würde, sein Schatten würde bleiben. Andreas stand auf, und sah nun doch die Sterne. Und immer wird der Schatten mich verhindern, die Sterne glänzen zu sehen, dachte er. Er fuhr weiter, ihm schien, in das Nichts hinein. —

Auch für Anna-Maria hatten sich die Dinge geändert. Auch fie war von Licht, Mufit und dem Taumel des Banzen erfaßt worden. Es klopfte ihr Herz, wenn der Partner fie immer wieder zum Tanze holte, und sich zuletzt gar nicht mehr von ihr trennte, wenn die Musik schwieg. Wenn er ihr Süßigkeiten und Litöre holte. Eis und Ruchen, und, so gut er es verstand denn er mar auch ein schüchterner Mensch wie Anna-Maria um sie warb. Ihm schienen ihre Augen die schönsten der Welt zu sein. Sie, eine Pfarrerstochter, er ein Pfarrerssohn. Ihre Weltfremdheit hatte ihn angezogen, ihre rührende Bescheiden= heit sein Selbstgefühl gewedt, und auch den in jedem unverdorbenen Manne innewohnenden Beschützertrieb. Ihm war zumute wie sonst in der Kirche. Nicht ganz so, aber ebenso an= bächtig. Sie waren beide ernste Menschen, keines hatte laute Bergnügen mitgemacht. Es erwachte aber eine Lust nach Freude in ihnen, von der sie nichts gewußt. Hand in Hand gingen sie durch die Reihen der Tanzenden. Niemand achtete ihrer, jeder hatte mit fich felbst zu tun.

Wenn Anna-Maria an Ulrich Zumbrunn vorübertanzte, dachte sie beinahe übermütig, daß er sie nichts, aber auch gar nichts anging. Und der Ritter, ein wenig, aber wirklich nur ein wenig, Ritter von der traurigen Gestalt, gedachte mit fröhlicher Wehmut einer jahrelangen, von vornherein aussichtslosen Liebe, die sich ihm zum täglichen Gewohnheitsbrot umgebacken hatte,

und die er endlich wie von selbst verlor. Er war glücklich. Auch diese beiden saßen an einem Ecktischen und hielten sich bei den Händen, um der Freiheit der Pseudo-Fastnacht willen.

Fortsetzung folgt,

Schluss ohne Anfang

von Peter Fabrizius

Er war wohl schon über vierzig und einige frühzeitige Silberfäden saumten seine Schläfen.

Ob es Zufall war, daß fie beide am Abend die Dachterrasse aufsuchten und von bequemen Liegestühlen aus die Sterne betrachteten, wußten sie wohl selbst nicht. Sie hatten einander höslich begrüßt, wie eben Gäste desselben Hotels, die sich nur vom Sehen kennen, sie sprachen aber nicht weiter miteinander. Es war sehr still.

"Ist es nicht schade", dachte sie, ohne ihn anzublicken, "daß wir hier beide unseren Weg gehen, einzeln, wohlerzogen und lächerlich. Wir könnten gemeinsam unsere Zeit hier verbringen, die See betrachten, an der Meeresküste entlang wandern...

Ich kenne dich nicht", dachte sie weiter, "aber du bist mir nicht fremd, ich möchte an deiner Seite sein und dir sagen, daß ich deine ruhig-männliche Begleitung wünsche ... du bist wohl jünger als du aussiehst, ich glaube nicht, daß ich mich täusche, wenn ich in dir einen Gentleman sehe — du könntest Offizier sein oder etwas Aehnliches ... du hast schöne, starke und kultivierte Hände. Es wäre gut, diese Hände zu halten — mehr nicht. Ich sehe, daß auch du dies gerne wolltest, aber du sasse sicht, weil du die ungeschriebenen Gesetze nicht verletzen kannst, die dir verbieten, einer Dame, mit der du nicht formell bekannt gemacht wurdest, dies zu sagen. Es ist ein schrecklicher Unsinn, diese Gesetze der Gesellschaft, du weißt es, ich weißes auch — warum halten wir uns daran?

Daß auch dich meine Gesellschaft freuen würde, sehe ich eine Frau sieht so etwas. Dir müßte ich nicht sagen, daß ich feineswegs ein Abenteuer suche und nicht eine Frau bin, die es einem Mann seicht macht, daß ich nichts will, als dein Nahesein und das gemeinsame Erseben dieser herrlichen sübslichen Landschaft während der kurzen Tage unseres Aufenthalts"

Leises Wellenschlagen war aus der Ferne vernehmbar. Sie richtete sich ein wenig auf, blickte den Mann an und sagte alles, was sie eben gedacht hatte.

In derfelben Nacht saßen sie zwischen den Klippen, seit einigen Stunden schon, sie wußten nicht, wie lange — Mondlicht klimmerte auf den Wellenspitzen.

"In acht Tagen muß ich wegfahren", sagte er.

Sie sprachen viel miteinander, ohne zu sprechen. Sie sprachen vom Meer und von südlichen Pflanzen, von Wellenschlag und warmer Sommernacht.

Aber von Liebe sprachen sie nicht.

"Ich glaube, daß ich dich liebe", dachte er, ohne sie anzusehen, "aber wie soll ich dir das sagen, da ich dich erst seit heute abend kenne. Muß ich jett den alten ausgetretenen Beg gehen? Muß ich werben um dich in langen Reden in tiesen Blicken in langsam und sorgfältig gesteigerter Annäherung? Soll ich scheindar einen Weg von Ansang an gehen an dessen Ziel ich schon angelangt din? Wenn der Weg länger dauert, als die Zeit meines Aufenthaltes hier, ist alles versoren und wir haben eine unwiederbringliche Gelegenheit versäumt. Aber wenn ich den Weg der Konvention verschmähe, wirst du glauben, ich hätte dich nicht verstanden; du wirst mich verdächtigen, daß ich dich sür eine Abenteuerin halte, die sich mir an den Hals geworfen hat...

Ich kenne dich seit heute", dachte er weiter, "aber ich kenne

ich seit langem . . . "

Er richtete sich ein wenig auf, blidte die Frau an und sagte alles, was er eben gedacht hatte.

Und dann füßte er fie zum erftenmal.